

Aus Lust an der Zerstörung

Woher stammt die Behindertenfeindlichkeit von rechten Parteien wie der AfD? Die Historikerin Dagmar Herzog glaubt: Die mangelnde Aufarbeitung der NS-Eugenik macht gesellschaftliche Errungenschaften gerade wieder kaputt.

An dem Apriltag, an dem ich anfang, diesen Text zu formulieren, kam zufällig – oder halt auch nicht – eine Anfrage, ob ich im kommenden Winter an einer Veranstaltungsreihe mitmachen möchte zum Thema: „Behinderung in sich faszinierenden gesellschaftlichen Verhältnissen“. Wer hätte vor zehn Jahren gedacht, dass so etwas nötig werden würde? Dass sich Gesellschaften wieder „faschisieren“? Wie kann es sein, fragte ich mich, dass der Holocaust zwar aus Sicht des Rassenhasses (zumindest einigermaßen) aufgearbeitet wurde, aber die Lehren aus den Themenkomplexen Eugenik und Behindertenfeindlichkeit nur so entsetzlich langsam gezogen wurden – oder aber gar nicht?



Dagmar Herzog lehrt am Graduate Centre der City University of New York. Zuletzt erschien ihr Buch „Der neue faschistische Körper“ (2025). FOTO: JUERGEN BAUER

Es ist wie ein Schleudertrauma, dieses Rück- und vorwärts-geworfen-Werden, zurück in schon überwunden geglaubte inhumanere Vergangenheiten und nach vorn in eine von den extremen Rechten anvisierte illiberale Zukunft. Wenn Zeitschichten so ineinander kollabieren, was sollen Historikerinnen und Historiker noch bieten können? Vor allem die AfD schwelgt in der Haltung des Tabubruchs, betreibt mit Absicht moralische Desorientierung, macht die mit so viel Mühe erkämpften Lernprozesse der Gesellschaft systematisch, geradezu lustvoll, wieder kaputt. Man denke nur an die freche „Anfrage“ an die Bundesregierung zur (fiktiven) Problematik, dass in migrantischen Familien vermeintlich überdurchschnittlich viele Kinder mit kognitiven Beeinträchtigungen geboren würden – aufgrund der (auch imaginären) Verbreitung „inzeuostüder“ Ehen zwischen Blutsverwandten unter Migrantinnen und Migranten. Diese Behauptung griff ein antisemitisches Motiv aus den 1920er-Jahren auf: vor allem aber ging es um das Aufrufen von Ekel und voyeuristischem Frisson.

Doch kein von der AfD angesprochenes behindertenbezogenes Thema hat mehr Schlagkraft als die Diskussion darüber, ob Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam in der Schule lernen sollen. Der Saarbrücker AfDler Josef Dörr wagte zu behaupten, wenn ein Kind mit Down-Syndrom gemeinsam mit „anderen Kindern, die ganz normal, gesund sind“, im Unterricht wäre, sei das so, als würde man Menschen mit „übertragbaren Krankheiten, schweren ansteckenden Krankheiten“ zusammen mit nicht Infizierten auf eine Krankenstation legen.

Was soll das alles? Es gab – und gibt weiterhin – so viele überzeugende Beispiele gelungener Inklusion. Aber die AfD macht eben nicht nur „Backlash“, denn Inklusion ist ja in Deutschland bislang kaum flächendeckend versucht worden. Es ähnelt mehr einem „Frontlash“; einer, der uns noch rapider in die ersehnte Illiberalität katapultieren soll. Man könnte es als „präventive Konterrevolution“ bezeichnen. Aber was

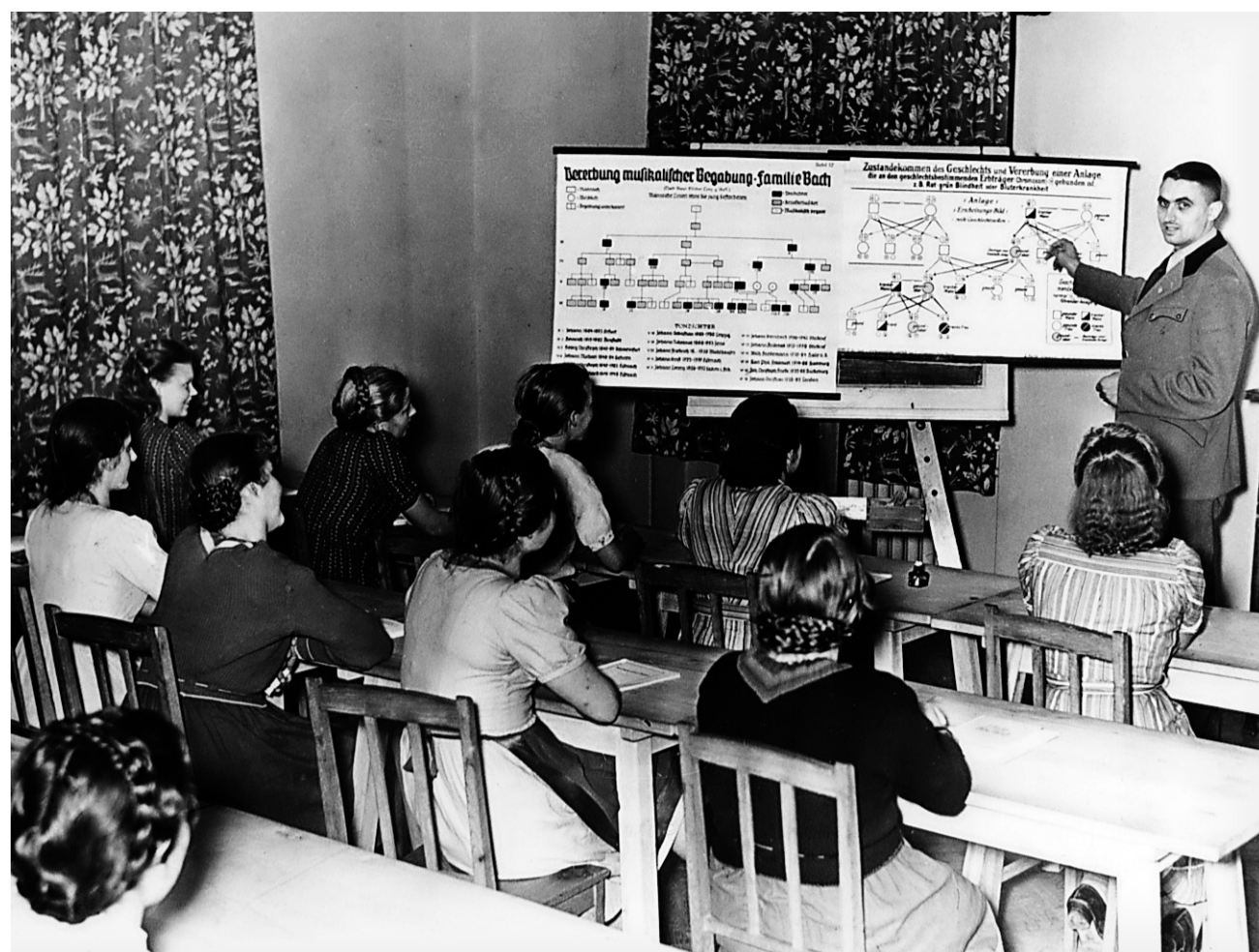
für ein verengtes Bild von „Leistungsgesellschaft“ wird hier beschworen? Und woher kommt dieser Wunsch, Mitmenschen in Sonderwelten abzuschließen? Geht es schlicht um einen Narzissmus-Boost für unworbene Wählerinnen und Wähler – einen plumpen Versuch, dem Durchschnittsmenschen damit zu schmeicheln, zumindest das zu sein: nicht behindert? Oder aber geht es um eine genuine Unsicherheit, dass deutsche Kinder nicht so schlau sind, wie man sich das wünschen würde?

Wenn ja, dann könnte man dagegen erneut argumentieren, dass sich hier zum zügigen Mal zeigt, dass die Gruppe, die sich als dominant verstehen möchte, dies nie von Natur aus ist, sondern dass wir es immer mit einer Überlegenheitsfantasie zu tun haben. Oder aber geht es vielleicht vor allem um einen systematischen Versuch, die Eugenik wieder gesellschaftsfähig zu machen, die damals als Antwort auf die „Rassenangst“ (die Sorge um die Unvollkommenheit der nichtjüdischen Deutschen) funktionierte und damit die Kehrtseite des NS-„Rassenhasses“ gegen die Juden war? Eine Art neo-eugenische Agitation also parallel zum unverschämten Insistieren auf dem Unwort Remigration?

Die Kombination aus stigmatisierenden Stereotypen und Erklärungen, dass Deutschland sich die Eingliederungshilfen für Menschen mit Behinderungen, die durch die UN-Konvention vorgeschrieben sind, „künftig nicht mehr leisten könne“ – dass Kinder mit Unterstützungsbedarf in der Schule störend seien und Erwachsene mit Behinderung eine untragbare Bürde für einen überlasteten Sozialstaat darstellten –, ist seit Ende vergangenen Jahres scheinbar auf einmal auch eine akzeptable CDU-Position. Es gab und gibt eloquenten Widerspruch – aber die beunruhigende Verschiebung des Sagbaren ist unverkennbar.

Was wissen wir, was verstehen wir, über die hartnäckige Attraktivität dieses zweiten Aspekts des Hitler'schen „Rassenhasses“ – also der „Rassenangst“, der Sorge um die Unvollkommenheit des eigenen Volkes? In meinem neuen Forschungsprojekt bin ich auf eine Geschichte gestoßen, von der ich nun erzählen will und welche für mich neue Fragen über das Fortleben des Faschismus aufgetan hat.

Zur Orientierung: Das Gruppenexperiment von 1950 bis 1951 in Frankfurt am Main war das erste Projekt, das Adorno und das Institut für Sozialforschung (IfS) nach seiner Rückkehr ins Nachkriegsdeutschland durchführten. Skeptisch, ob die von den US-Besatzern durchgeführten Meinungsumfragen verlässliche Ergebnisse zu den wahren Ansichten der Deutschen lieferten, schlug Adorno einen neuartigen Ansatz vor: Fokusgruppen mit jeweils sechs bis 20 Bürgerinnen und Bürgern aus allen Bereichen der Gesellschaft. Alle erhielten anonymisierende Namensschilder, um eine ungehemmte Meinungsäußerung zu fördern, und ein Stimulus (der sogenannte Colburn-Brief) wurde abgepielt. Dabei handelte es sich um ein erfundenes Dokument, das in deutscher Übersetzung vorgetragen wurde und angeblich die Ansichten eines amerikanischen GIs oder britischen Besatzungssoldaten wiedergab, der seine Erfahrungen unter den Deutschen seit 1945 beschrieb. Die Äußerungen waren teilweise schmeichelhaft (die Deutschen seien fleißig, technisch kompetent, gute Familienväter), aber es waren auch



Bäuerinnen, die aus dem Baltikum in den Warthegau umgesiedelt worden sind, werden im Jahr 1941 in NS-Rasse- und Vererbungslehre unterrichtet. FOTO: PICTURE ALLIANCE/SZ PHOTO

kritische Seitenhiebe eingeflochten, um emotionalere Reaktionen auszulösen. Ein „Diskussionsleiter“ forderte die Gruppe dann auf zu reagieren.

Und – wow – sie reagierten. Es kam zu einem Ausbruch antisemitischer Vorurteile, zu trotzigen Behauptungen deutscher Überlegenheit und zur Verweigerung jeglicher Verantwortung oder Reue in Bezug auf NS-Verbrechen. In gewisser Weise war das Experiment ein Riesenerfolg. Es dokumentierte – über Tausende von Seiten – eine Unmenge ungehemmter Gefühlsäußerungen. Die IfS-Mitarbeiter entwickelten ein Kodierungssystem und versuchten tapfer, die Ergebnisse zu interpretieren. Doch letztendlich hielten Adorno und Co. die Ergebnisse für zu „schokierend“, um sie zu veröffentlichen. Das einzige Ergebnis war ein eher methodologisch fokussiertes Buch über Meinungsforschung 1955, in dessen Mitte Adornos langer Aufsatz „Schuld und Abwehr“ diskret verborgen war. Nun sollen, wunderbarerweise, mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die uns verbleibenden 121 Protokolle mit all den Kodierungen und Randbemerkungen und Belegmaterialien digitalisiert und Forschenden zugänglich gemacht werden. Es ist eine archivarische Goldgrube. Hier versteht man, wie die deutsche Variante des Faschismus in den Seelen der Menschen fortlebte. Und erhält Zugang zum Gefühlsklima einer Gesellschaft, die zwar schon offiziell demokratisch, aber noch nicht postnazistisch war. Man könnte, mit einer griffigen Formel des Soziologen Y. Michal Bodemann, diese allerersten Nachkriegsjahre sehr wohl als Deutschlands „spätnazistische Phase“ verstehen.

Vergangenen Sommer habe ich mich dann besonders mit einem der frühesten Gespräche beschäftigt. Sechs Näherinnen, die sich zuvor nicht kannten, aber alle bei der Frankfurter Firma Petrykowski & Fritz beschäftigt waren. Gesprächsleiter ist der 36-jährige Dietrich Osmer, Field Director des gesamten Gruppenexperiments und in jenen Jahren in Frankfurt Adornos rechte Hand. Die sechs Frauen mit ihren Namensschildern: Frau Michel, 18 Jahre alt, und Bauer, 28, waren ledig; die anderen alle verheiratet: Schäfer, 21 Jahre, Nesselroth, 35, Salzmann, 42, Neubauer, 47. Sie reden engagiert über brisante Themen: die KZs, die Anziehungskraft des NS, deutsches technisches Know-how. Und: Juden und Sex.

Was die Juden betrifft: Die Frauen kehren Kausalitäten um, spielen NS-Verbrechen herunter, verbreiten eine Fülle der hässlichsten Stereotype. Eine zitiert: Es

könne doch nicht wahr sein, dass Millionen von Juden getötet wurden, denn wenn das so wäre, warum würden anno 1950 so viele Juden in Frankfurt herumlaufen? Diese Pointe wird mit Gelächter belohnt. Osmer's Frage, wer vor dem Krieg Juden gekannt habe, löst Erzählungen über einen lustern-grapschigen jüdischen Chef und seinen ebenfalls zudringlichen Sohn aus – was bei den anderen wiederum ein Lachen der Wiedererkennung hervorruft (welche Frau musste sich nicht schon mal mit sexueller Belästigung eines Vorgesetzten auseinandersetzen?); das Gefühl einer starken „Wir-Gruppe“ wird gefestigt. Es gibt null Scheu, in Anwesenheit des männlichen Diskussionsleiters über Sex zu sprechen.

Eine Sprache für die Würde des Menschen schien es nicht zu geben

Nach 50 Minuten schlägt die Stimmung auf einmal um. Gerade drehte sich das Gespräch um die „guten Dinge“, die der NS zu bieten hatte, darunter das Hilfswerk „Mutter und Kind“, da platzt aus Frau Nesselroth heraus, dass sie zu den Menschen gehörte, die sterilisiert wurden. Sie selbst war also Opfer des Regimes. Sofort bekundet Osmer Mitgefühl – und ihre Leidensgeschichte sprudelt nur so aus ihr heraus. Doch ebenso abrupt wenden sich die anderen Frauen gegen sie. Der Zusammenhalt der „Wir-Gruppe“ ist plötzlich dahin. Frau Nesselroth, eindeutig traumatisiert, versucht zu erklären, wie sie während ihrer ersten Schwangerschaft epilepsie-ähnliche Anfälle bekam. Doch obwohl sie wiederholt insistiert, dass auf beiden Seiten der Familie keinerlei Anzeichen von Erbkrankheit gefunden wurden, behaupten zwei der anderen Frauen immer wieder, sie müsse doch wohl irgendwie erkrankt gewesen sein. Frau Schäfer ignoriert das Thema Epilepsie und betont stattdessen beharrlich, es wäre doch wirklich „nicht schön“, wenn „Krüppel“ geboren würden. Frau Neubauer fügt hinzu, die „Idioten“ wollen wir doch mal den richtigen Ausdruck benutzen – seien ohnehin eine zu teure Belastung für die Steuerzahler und dass es doch besser wäre, „so ein Kind kommt schon gar nicht auf die Welt oder wird gleich beseitigt“.

Der Konsens: „Wir brauchen ein gesundes Volk und kein krankes.“ Alles, was Osmer einfällt, ist zu behaupten, dass doch hin und wieder „ein hochgenialer Mensch“ in eine „notorische Säuerfamilie“ hinein-

geboren wird, oder dass es viele „Genies“ gibt, die auch irgendeine Form von psychischer Krankheit oder eine „geistige Anomalie“ in der Familie hatten. Man würde diese Geburten ja nicht versehentlich verhindern wollen! Doch für die Frauen bedeutet diese Argumentation scheinbar nichts. Nach mehreren Anläufen gibt er schließlich auf, wechselt das Thema und fragt, ob es weniger Kräfte gäbe, wenn Frauen das Sagen hätten. Alle finden das lustig, die Situation ist gerettet.

Was ist von diesem Zusammenprall zweier Welten zu halten? Fünf Gedanken.

Gedanke 1: Gerade die proletarischen Frauen, die eigentlich die Hauptzielgruppe der harschesten, intrusivsten NS-Eugenik waren, hatten die rassienhygienische Propaganda offenbar ungefiltert verinnerlicht. Wie kam das, und gerade in Frankfurt? Das lag vor allem an einem ehrgeizigen Mann: Dr. Kurt Gerum, Leiter des städtischen Gesundheitsamtes. Während deutschlandweit durchschnittlich zwölf Prozent der Bevölkerung mit ihren intimen Gesundheitsdaten in den rassienhygienischen Überwachungsapparat aufgenommen wurden, waren es in Frankfurt 58 Prozent. Das ist unfassbar viel. Und, zufällig und zum Unglück gerade für Frau Nesselroth, war Dr. Gerum ganz besonders daran interessiert zu „beweisen“, dass Epilepsie vererbbar ist. Sobald sie ins Visier der städtischen Maschinerie geraten war, hatte Frau Nesselroth keine Chance.

Gedanke 2: Die NS-Eugenik, genau wie der NS-Antisemitismus, war reinste Fake News. „Schwachsinn“, „Schizophrenie“, Epilepsie: Diese „Erkrankungen“ werden mitnichten direkt erblich weitergegeben. Und die Ärzte wussten das. Daher die cleveren Formulierungen sowohl im Wortlaut des Gesetzes als auch in dem einflussreichen Kommentar dazu, den der Psychiater Ernst Rüdin mitverfasst hatte. Alles, was den Ärzten den größtmöglichen Spielraum gab, die angebliche „Wahrscheinlichkeit“ der Vererbbarkeit einer bestimmten Erbkrankung geltend zu machen und – anhand von Stammbäumen, mit denen versucht wurde, irgendwo in einer Sippe irgendeine Regelwidrigkeit nachzuweisen (alkoholkranker Großvater, Cousine in der Hilfsschule) – als „empirischen“ Beweis dafür zu nehmen, dass ein chirurgischer Eingriff gerechtfertigt war.

Dazu Gedanke 3: So fehlerhaft diese sogenannte Wissenschaft der „Rassenhygiene“ auch war, sie war bereits während der Weimarer Jahre propagiert worden. Es kursierten Schätzungen, dass zehn, 20, gar 30

Prozent der Bevölkerung so suboptimal seien, dass man sie an der Fortpflanzung hindern müsse.

Gedanke 4: Es war mutig, dass Osmer es versuchte – dass er aus seiner Rolle als Forscher ausbrach und sich anstrengte, eine Art spontane Entnazifizierungsbildung zu betreiben.

Aber, und hier kommt Gedanke 5: Dennoch blieben auch Osmer's Äußerungen in NS-Logiken gefangen. Seine Interventionen waren noch weit entfernt von irgendeiner wohlüberlegten Auseinandersetzung mit dem Phänomen Behindertenfeindlichkeit, die ja der gefühlsmäßige Kern der NS-Eugenik war. Mehr noch: Nichts in seiner Kritik an den Sterilisierungen beinhaltete eine Verteidigung der Würde und Rechte von Menschen mit Beeinträchtigungen. Eine entsprechende Sprache schien einfach nicht in Reichweite zu sein – sie war in der kulturellen Vorstellungswelt des Spätnazismus schlicht nicht verfügbar. Osmer war gut darauf vorbereitet gewesen, die antisemitischen Ausfälle der Frauen zu widerlegen. Aber was die andere Hälfte des NS-Rassismus betraf, nämlich die Eugenik: Niemand hatte ihm hilfreiche Argumente an die Hand gegeben. Wo hätte er sie finden sollen? Der behindertenfeindliche Konsens der deutschen Gesellschaft, der durch die NS-Propaganda so massiv verschärft und so brutal umgesetzt worden war, wurde nicht infrage gestellt, geschweige denn demontiert.

Weniger als zehn Jahre nach seinem Gespräch mit den Näherinnen wurde Osmer selbst Vater eines Sohnes mit Behinderung. Der Entbindungsklinik fehlte die notwendige Notfallausrüstung; für einige Minuten nach der Geburt stand nicht genügend Sauerstoff zur Verfügung. Die Folgen waren eine leichte Zerebralparese sowie psychische und kognitive Beeinträchtigungen. Fünfzehn weitere Jahre – der Sohn war Teenager geworden, und Osmer, der das IfS längst verlassen hatte, gen Norden gezogen und jahrelang erfolgreich bei der Zigarettenfirma Brinkmann in Hamburg in Leitungsfunktion – kündigte er auch diesen Job und nahm eine Stelle beim damals so genannten Hamburger Spastikerverein an. Heute heißt der Verein Leben mit Behinderung Hamburg und bleibt eine der beeindruckendsten Behinderten-Interessenvertretungen in ganz Deutschland. Osmer arbeitete dort bis 1991, weit über das Rentenalter hinaus. Er baute die Familienberatung auf, richtete Tagesstätten ein, schuf zwanzig (inzwischen sind es fünfzig) autonome Wohngruppen mit hochqualifiziertem Betreuungspersonal als Alternative zu den schrecklichen alten Anstalten.

Der revolutionäre Paradigmenwechsel, der in den 1980er-Jahren stattfand – dank der militanten „Krüppelbewegung“ und deren Zusammenarbeit mit Scharen von jungen Radikalen in allen Bereichen des Bildungs- und Gesundheitswesens, der Sozialarbeit, und in Journalismus und Wissenschaft – mündete in die grundlegende Transformation der Standards der Care- und Bildungs-Praxis und eben auch in die Sprache der UN-Behindertenrechtskonvention, die Deutschland 2009 ratifiziert hat. Und es ist just dieser Paradigmenwechsel, welchen die AfD (bedauerlicherweise zusammen mit Teilen der CDU) so erschreckend eifrig rückgängig machen will. Es hat Jahrzehnte engagierter, leidenschaftlicher Anstrengungen gebraucht, um zu zeigen, dass es möglich ist, eugenisches Denken und Handeln zu überwinden. Und vor gar nicht so langer Zeit war der Slogan „Demokratie braucht Inklusion“, wie es der Behindertenbeauftragte Jürgen Dusel 2018 mit zuversichtlichem Optimismus formulierte, völlig unkontrovers geworden. Keiner hätte damals ahnen können, als wie fragil und umstritten diese enorme Errungenschaft sich erweisen würde. Die Frage ist: Ist es ein „Immer noch“ oder ein „Schon wieder“?

Die US-amerikanische Historikerin Dagmar Herzog ist für ihre Forschungen zur modernen europäischen Geschichte, Sexualität und Erinnerungskultur bekannt. Dieser Text ist ein Auszug der Rede, die sie bei ihrer Auszeichnung mit dem „Günther-Anders-Preis für kritisches Denken“ am 13. Mai in München gehalten hat.

„Ich hab dich viel zu spät kennengelernt“

Erinnerungen der Neuköllner Integrationsbeauftragten Güner Balci an Albrecht Weinberg, der Auschwitz überlebte, zu den Tätern zurückkehrte und leicht vom Schweren sprach.

Albi! Wer hätte das gedacht. Vor vier Jahren, bei einem kleinen Italiener auf der Torstraße in Berlin, schummrige Kerzenlicht, ein enger Tisch, 20 Menschen um dich – und deine Freundin Gerda bot mir den Platz neben dir an. Mein Partner hat dich damals zufällig am Gedenktag in Bergen Belsen getroffen und mir unmissverständlich klargemacht: Wir müssen einen Film über diesen Mann machen. Über Albrecht und Gerda – deine beste Freundin, dein großes Glück, die Frau, die alles für dich getan hat und bis zum Schluss nicht von deiner Seite wich.

Was habe ich mir Gedanken gemacht, wie soll ich umgehen mit einem Shoa-Überlebenden. Du hast sie in Sekunden weggepflegt, wir sprachen über gutes Essen, Amerika, Aufbruchstimmung, Harlem, die Rassenrennung und deine New Yorker Liebe, Josephine. Aber auch über Auschwitz, wie übers Sterben und immer wieder über Mama und Papa. Wir alle, die wir dich lieben – und es sind nach deiner Rückkehr aus den USA nach Deutschland verdammt viele geworden – wir sind in deine Erzählungen hineingekrochen, konnten nie genug bekommen.

Dein Elefantengedächtnis hat uns Bilder in den Kopf gemalt, deine Familie wurde unsere. Deine Schwester Friedel, dein Bruder Dieter, Onkel Max, Tante Marie, Oma und Opa, die Hünersuppe, Familien-

treffen in Weener im Friesland, dein Fenster im Haus in Rauderfehn, aus dem du als kleiner Junge die Hitlerjugend aufmarschieren sahst. Und gerade, wenn einem beim Zuhören der Kloß im Hals zu dick wurde, kam so ein charmanter amerikanischer Spruch, ein Witz, ein Ablenker. Ein: „Und wie geht es den Kindern, Güner?“ und ein „Was macht der Hund?“. Das raut Bergdorf meiner Familie aus Dersim in Ostanatolien interessierte dich genauso wie der jüdenhassende Mob in Neukölln.

Gerda und du, ihr hab uns alle adoptiert. Deswegen schmerzt es umso mehr, dass ich mit dir nun keinen ostfriesischen Tee mehr trinken werde. Du würdest jetzt sagen: Brauchst doch nicht weinen, Güner. Ich bin doch 101 geworden. Und ich sag' dir dann: Ich will, dass du wenigstens 120 wirst. Es gibt noch so viel zu sagen. Ich hab' dich viel zu spät kennengelernt.

Wir waren zusammen in Berlin und in Brandenburg, auf den Spuren deiner Geschichte. Unsere Lebenskreisläufe begegneten sich zeitversetzt: Ich erzählte dir von unserem Pachtgarten in Hangelsberg. Du warst genau dort als 16-Jähriger zur Zwangsarbeit. Zusammen mit deiner Schwester Friedel lebte ihr in einem Kellerverschlagen, musset im Wald schuften und schleppen und für die Nazis das Wild für Treibjagden aufscheuchen – zwei Jahre lang beutete man euch und viele andere

Kinder dort aus, dann ging es nach Berlin und von dort zusammengepfertcht im Zug nach Auschwitz. Zweimal waren wir zusammen in Hangelsberg. Beide Male stellten wir fest: Die Menschen in dem Ort wollen nichts von deiner Geschichte hören. Der 96-jährige Nachbar ließ dich im tiefen Winter über seine verschlossene Gartentür wissen: „Bei uns gab's keine Nazis.“ Oh, boy.

Du saßt im Rollstuhl vor ihm und zähltest all die Namen der Deutschen von damals auf, er kannte sie alle. Ende vergangenen April kam ich nach Leer, um mich von dir zu verabschieden, wir sprachen wieder über Hangelsberg. Du zähltest mit deinem Elefantengedächtnis all die einzelnen Orte an der Spree auf, die Namen der Kinder, die dort von den Deutschen ausgebeutet wurden. Du sagtest: „Friedel und ich, wir hatten solchen Hunger, es war Winter, bitterkalt, wir mussten zusehen, wie die fetten Leute ihre Broten aßen.“

Wenn ich heute in der Spree schwimme, sehe ich dich und Friedel, und höre, wie du sagst: Friedel konnte sich mit ein paar Löffeln Wasser so reinlich halten, dass man gar nicht merkte, dass wir uns nie richtig waschen konnten. Du sagtest: „Weißt du, Güner, dieses Gefühl, dass du kein Mensch für die anderen bist, das kriegst du nicht mehr so leicht weg.“

Albrecht, du weißt gar nicht, welche Wut das alles in mir entfacht hat. Ich will

mich festbeißen, an all dem Unrecht, solange ich lebe.

Seit unserem Kennenlernen haben wir drei deiner Geburtstage zusammen gefeiert. Im März deinen letzten, mit über 700 Gästen im Stadttheater in Leer. Wir haben zusammen deinen Kinofilm gesehen, die Menschen haben geweint und gelacht und



„Was macht der Hund?“ Wenn der Kloß im Hals zu dick wurde, leitete Albrecht Weinberg um zu anderen Themen. FOTO: J. DENZEL

jeder wollte dir persönlich sagen: „Herr Weinberg, ich bin Ihnen so dankbar!“ Du hast jedem Einzelnen geduldig zugehört. Es ist ein gutes Gefühl, zu sehen, wie viele dich im Herzen tragen. Du hast so viele Leute zusammengebracht, sie haben dir gezeigt, dass in diesem Land der Täter so gute Seelen herangewachsen sind: „Normale Menschen“, wie du immer gesagt hast. Das beruhigt und versöhnt, vor allem macht es Hoffnung, dass dieses Land genug gelernt hat, um dem Erstarben einer extremen Rechten, dem Judentum einer extremen Linken und dem offenen Antisemitismus eines muslimischen Milieus entschieden entgegenzutreten. Du hast das alles mit Sorge beobachtet.

Der wichtigste Mensch nach Friedels Tod war Gerda in deinem Leben. Ihr wart kein Ehepaar, sondern beste Freunde, sie war für dich deine „jiddische Mamma“. Ihre Familie wurde deine. Was für wunderbare Menschen. Wie viel Leben immer in eurer Bude in der Hauptstraße war. Jeder war willkommen. Manchmal wart ihr beide wie Teenager, zerstritten und beleidigt, schnell wieder versöhnt, weil ihr am Ende wusstet: Die Zeit ist zu kostbar, um sie im Gram zu verschwenden. Mit 100 Jahren bist du mit Gerda und deinem Freund Nico Büchse, mit dem ihr zusammen dein Leben aufgeschrieben habt, auf Lesereise gegangen. Immer in ausverkauften Sälen

und Hallen. Wenn du dann ins Bett wolltest, hat Gerda dir deinen neuen Hut aufgesetzt und dich in eine Abendgesellschaft gezwungen. Es war oft laut, du hattest Mühe dein Chicken-Sandwich zu essen und ich hab' deine Hand gehalten. Und dennoch, es hat dich immer am Laufen gehalten. Gerda wusste, was sie tat.

Du wolltest nie eigene Kinder haben, weil du ihnen nicht zumuten wolltest, als jüdische Kinder in dieser Welt zu leben. Das Albrecht-Weinberg-Gymnasium in Rauderfehn hat dir jedoch Hunderte Kinder geschenkt. Mit ihren Bildern und Briefen an dich kann Gerda eine Fabrikhalle tappezieren. Du wurdest für viele Wahlverwandter, sogar Ersatz-Urgroßvater, und konntest eine kleine Flora in deinen Armen wiegen.

Ich habe so viel von dir gelernt Albrecht, auch über mich und über mein Land. Wenn ich an dich denke, dann ist es Schmerz und Freude zugleich, es ist das pralle Leben – gegen alle Widerstände. Ich küsse deine Stirn und verneige mich vor Flora, Alfred, Dieter, Friedel und vor allem vor dir, Albrecht. I miss you my dear.

Güner Balci ist seit 2020 Integrationsbeauftragte des Berliner Bezirks Neukölln. Im August erschien ihr Buch „Heimatland – Zähne zeigen gegen die Feinde der Demokratie“ (Rowohlt Berlin).